

# Friedrich Kittler: Kultur als Datenverarbeitungsstell

Geoffrey Winthrop-Young

## Der Schwierige

Friedrich Kittler wurde am 12. Juni 1943 in Rochlitz bei Dresden geboren. 1958 siedelte die Familie in den Westen über, was Kittler zufolge neben politischer Unzufriedenheit auch mit dem Wunsch seiner Eltern zusammen hing, den Kindern eine gute Universitätsausbildung zu ermöglichen (vgl. Armitage 2006: 17). Nach Besuch des Gymnasiums in Lahr studierte er ab 1963 Germanistik, Romanistik und Philosophie in Freiburg, wo er 1976 mit einer Arbeit über Conrad Ferdinand Meyer promovierte. 1984 erfolgte nach einigem Geringel in den zuständigen Gremien die Annahme seiner Habilitationsschrift *Aufschreibesysteme*. Im Anschluss an eine kurze Lehrtätigkeit in Basel war er von 1987 bis 1993 Professor für Neuere Deutsche Literatur in Bochum und von 1997 bis 2008 Inhaber eines Lehrstuhls für Medienästhetik an der Humboldt-Universität zu Berlin, wo er seit 2008 eine Stiftungs-Gastprofessur für Medienphilosophie innehat.

Kittler ist einer der wichtigsten und umstrittensten deutschen Geisteswissenschaftler, wobei Prominenz und Brisanz sich nicht zuletzt dem Eifer verdanken, mit dem er seit Jahrzehnten gegen die Geisteswissenschaften zu Felde zieht. Er gehört neben Niklas Luhmann (1927-1998) zu den wenigen zeitgenössischen deutschen Theoretikern, die ein internationales Ansehen genießen. Allerdings verfährt die ausländische Rezeption Kittlers recht selektiv, weil sie mit den Diskussionen vor Ort häufig mehr zu tun hat als mit dem Inhalt seiner Texte. Das trifft freilich auch auf Teile seiner deutschen Rezeption zu, womit die Schwierigkeiten angedeutet sind, die einer Auseinandersetzung mit seinem Werk im Wege stehen.

1. Trotz ihrer Vorliebe für Vereinfachungsfloskeln – *einfach, einfach nur, schlicht, nichts als* und Kittlers Markenzeichen-Vokabel *selbstredend* – sind viele seiner Texte Uneingeübten unzugänglich. Wer nicht mit poststrukturalistischen Theoremen vertraut ist, steht früheren Aufsätzen ratlos gegenüber; viele der medienwissenschaftlichen Arbeiten begraben überforderte Leser mit technischem Arkanwissen; und die neueren Texte zu altgriechischen Notationssystemen verfallen oft in ein Gemisch aus Rühmen und Raunen, eine Art „Heidegger für Hippies“ (Powell 2008: 95 ). Zum Leidwesen der Kritiker hat das sogenannte ‚Kittlerdeutsch‘ Schule gemacht und ist mittlerweile ein fast so erkennbarer akademischer Idiolekt wie das Adornodeutsch oder Heideggers Jargon der Authentizität (vgl. Winthrop-Young 2005: 62-72). Mit seiner Mischung aus Theorieduktus und Technikjargon, apodiktischer Lakonik und Rauschrhetorik hatte Kittler in den achtziger Jahren einen zeitgemäßen Tonfall gefunden, der bei vielen Lesern auf Resonanz stieß. Kittler verdient

nicht nur als kulturwissenschaftlicher Analytiker, sondern auch als kulturwissenschaftliches Phänomen Beachtung.<sup>1</sup>

2. Kittlers Umstrittenheit hat häufig eingeschliffene Reaktionen zur Folge. Sein Ruf gleicht dem Ansehen des von ihm verehrten Ernst Jünger: Beide laufen Gefahr, als Autoren in den Grabenkämpfen zu verschwinden, die sich um sie herum abspielen. Kittler zu lesen ist schwer genug, sich unbefangen über ihn zu äußern scheint mitunter fast unmöglich, weil man immer wieder in den Sog politisch-ideologischer Auseinandersetzungen gerät. Und ganz wie im Falle Jüngers ist das keineswegs nur die Schuld der Kritiker, agiert Kittler doch bisweilen wie ein Elefant, der sich sehr bewußt auf politische korrekte Porzellanläden spezialisiert.

3. Die dritte und vor allem im kulturwissenschaftlichen Kontext wichtigste Schwierigkeit liegt darin, dass Kittlers Einfluss auf die Kulturwissenschaften im umgekehrten Verhältnis zu seiner Beteiligung an disziplinären Diskussionen steht. Zuweilen hat man den Eindruck, dass er an die Kulturwissenschaften herantritt wie ein Revisor an einen maroden Betrieb, von dem er schon vorab entschieden hat, dass achtzig Prozent der Belegschaft entlassen werden müssen. Viele kulturanalytische Zugangsweisen werden, um das auf Kittlerdeutsch zu formulieren, von ihm gar nicht erst ignoriert. Und wenn er sich in disziplinäre Theorie-Debatten einschaltet, kommt mitunter Fragwürdiges dabei heraus. Wenn er etwa den vermeintlichen „Dilettantismus“ der amerikanischen *Cultural Studies* mit dem Verweis geißelt, dass es an US-amerikanischen Universitäten „ganze Departments für deutsche oder andere Literaturen [gibt], die sich mit einem Federstrich in Cultural studies umbenannt haben, ohne aus diesem Federstrich irgendwelche anderen Konsequenzen als die Ignorierung aller kanonischen Texte zu ziehen“ (Kittler 2000: 11), dann klingt das, gelinde gesagt, leicht provinziell.

Kittler ist ein konsequenter Gegner etablierter sozialer Universalien. Jahrzehntlang hat er Begriffe wie Kultur und Gesellschaft vermieden oder verspottet. Im Falle des „grausige(n) Unbegriff(s)“ Gesellschaft (Kittler 2002a: 292) ist das immer noch der Fall, doch zu „Kultur“ hat er mittlerweile ein entspannteres Verhältnis. Immerhin ist er Verfasser einer *Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft* (2000), wobei sich darin freilich kaum etwas über Kultur oder Kulturwissenschaft(en) im herkömmlichen Sinne findet. Kittler ist seinem Training und Temperament nach ein Vorbedingungs- und Aufhebungstheoretiker. Es geht ihm um diskursive, mediale oder aufschreibesystemische Produktions- und Verarbeitungsstellen, die zunächst einmal entwickelt und verschaltet sein müssen, damit überhaupt erst die Daten produziert, übertragen und gespeichert werden können, die man dann als menschliche Kulturleistungen (miss)deuten kann. Diese Kulturdeutungspraktiken mitsamt den zu Grunde liegenden Kulturdeutungsbedürfnissen sind ebenfalls das Produkt historisch spezifischer Datenverarbeitungsgestelle. Kittler interessiert sich also primär für das, was tech-

<sup>1</sup> So sehr sich Kittler schon als Student vom politischen Mainstream seiner Zeitgenossen abgesetzt haben mag, sein Werk (und das wird von ihm in letzter Zeit deutlich betont) verarbeitet die Aufwallungen und (drogen)technischen Berausungen jener Zeit; es ist ein Stück Kulturrevolution, Baujahr 1968. War mentalitäts- und generationsgeschichtlich gesehen die Systemtheorie Luhmanns die letzte große Arie der Skeptischen Generation, so ist die Techniktheorie Kittlers zusammen mit Klaus Theweleits Königsprojekt und Peter Sloterdijks Sphären der letzte große Trommelwirbel der 68er-Generation.

nisch und zeitlich vor der Kultur (und den Kulturwissenschaften) kommt, wobei seine jüngeren Arbeiten etwas anpeilen, was *nach* ihnen kommt, sie quasi aufhebt und wofür es vorläufig „keinen besseren Namen“ gibt als „Kulturaturwissenschaften“ (Kittler 2000: 14). Um diese Vorgehensweise besser zu verstehen, muss man die interdisziplinären Wanderungen und Wandlungen nachvollziehen, die Kittler hinter sich gebracht hatte, bevor er in den Dunstkreis der Kulturwissenschaften geriet.

### Stufen und Spiralen

Kittlers intellektueller Werdegang zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten beschäftigt er sich vornehmlich mit literarischen Texten, im zweiten mit Medientechnologien (einschließlich des Computers) und im dritten mit Kulturtechniken.

Kittler trat zwar zuerst als Literaturwissenschaftler in Erscheinung, doch ging seiner germanistischen Spezialisierung eine intensive Beschäftigung mit Philosophen wie Hegel, Nietzsche und Heidegger, vor allem aber mit den sogenannten französischen Poststrukturalisten voraus. Ohne diese prägende Vorbildung sind Ansatz, Anspruch und Attitüde seiner späteren Arbeiten nicht zu verstehen. Was der junge Kittler bot, war eine denkwürdige Fusion von Jacques Lacan und Michel Foucault<sup>2</sup>. Von ersterem übernahm er die Grundannahme, dass Subjekte aus der Einschreibung symbolischer Ordnungen ins Unbewusste hervorgehen, was Lacan in die oft zitierte Formel fasste, das Unbewusste sei der Diskurs des Anderen. Diese Prämisse wird mit Hilfe Foucaults analytisch wie historisch spezifiziert. *Den* Diskurs als solchen und *die* Sprache als solche gibt es so wenig wie *die* Natur als solche; es gibt nur historisch kontingente Diskursordnungen. „Das heißt, der Begriff *Diskurs* bezieht sich nicht mehr wie im Falle Lacans auf den linguistischen und daher abstrakten Begriff erweiterter Sprache, sondern auf gegebene Existenzweisen der Sprache, wie sie von pädagogischen Institutionen, technischen Reproduktions-, Speicher- und Übertragungsmitteln, gängigen Interpretationsstrategien usw. geformt werden.“ (Welberry 1990: xxi) Interpretationen und Kontextanalysen landen in der wissenschaftlichen Abstellkammer, denn es geht nicht mehr darum, Texte auf Geist, Sinn und Wahrheitsgehalt hin abzuklopfen oder sozialgeschichtlich einzubetten, stattdessen sind sie als psychische Einschreibungsinstanzen zu analysieren, die Aufschluss geben über die jeweils herrschenden diskursiven Praktiken.

Literarische Texte sind mithin Komponenten eines Aufschreibesystems. Den paranoiden *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* des Dresdner Senatspräsidenten Daniel Paul Schreber (1842-1911) entlehnt, bezeichnet der Begriff „das Netzwerk von Techniken und Institutionen, die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben“ (Kittler 2003: 50). Die bekannteste Anwendung dieses Konzepts ist die Analyse des „Aufschreibesystems 1800“. Sehr verknappt sieht das so aus: In der Goethezeit kommt es zu einer folgenreichen kulturellen Zäsur, vor allem was Theorie und Praxis des kindlichen Spracherwerbs betrifft. In der bürgerlichen Kernfamilie werden Mütter zur oft exklusiven sprachlichen Erziehungsinstanz. Kleinkinder, die vorher in einem weitläufigen Sprach- und Sozialisationsgemisch aus Ammen, Großfamilien und Dorfgemeinschaften aufwuchsen, sind von nun an einer intimen Stimme ausgeliefert, welche

<sup>2</sup> Zu Michel Foucault vgl. den Beitrag von Christian Lavagno in diesem Band.

streng nach Lacan sie und ihr Unbewusstes be-spricht und formt. Das Aufschreibesystem 1800 kreist um diese Direktverschaltung von Kinderrohr und Muttermund; die liebevolle, bedeutungsverheißende Stimme fungiert dabei als Schmieröl und Treibstoff kultureller Reproduktion. Die Bedeutungsgarantie wird zur Arbeitsgrundlage sowohl der Literatur, die dieser weiblichen (Natur)Stimme spezifische Bedeutungen anzudeuten versucht, als auch der Philosophie, die sich anschiekt, dichterische Werke (und alles andere) interpretierend umzuschreiben. Und weil genau diese philosophisch geadelten, reflexiv-hermeneutischen Fertigkeiten als Signum des neuen Subjekts gelten, wird ihr Training zum Kern des neuen Erziehungs- und Beamtenapparats. Aus letzterem gehen bekanntlich große Teile der deutschen Literatur hervor; die folgenreichste Personalunion von Dichter und Bürokrat war das prototypische Selbstverwaltungs-subjekt Goethe (vgl. Vismann 2001: 237-42).

„Wer“ – so ein Kernsatz Lacans, den Kittler gerne mit heideggerianischem Zungenschlag zitiert – „wer am Knoten rührt, der den Menschen an das Sprachzeichen bindet, ändert damit seine Geschichte und das Geschick seines Seins.“ (Kittler 2004: 119) Zweifelsohne hatte die goethezeitliche Mobilisierung der Mütter als zentrale Spracherwerbsmuseen in Kombination mit der philosophisch-beamtenstaatlichen Weihe des sprachmächtigen Subjekts ein epochales Rühren an diesem Knoten zur Folge. Ebenso klar dürfte sein, dass die neuen Möglichkeiten technischer Datenspeicherung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkamen, ein noch heftigeres Rühren, wenn nicht gar eine Durchtrennung dieses Knotens zur Folge haben. Damit sind wir in der zweiten, medienwissenschaftlichen Phase Kittlers. Wo im Aufschreibesystem 1800 die Schönschrift Hegel zufolge als äußere Erscheinung des Individuums galt (vgl. Kittler 2003: 103), erscheint im Aufschreibesystem 1900 das mechanisierte Zerhacken des Schriftflusses durch die Schreibmaschine. Wo Sprache um 1800 zum „allgemeinen, gereinigten und homogenen Medium“ (Kittler 2003: 47) erhoben wird, da erscheint sie um 1900 in phonographischer Speicherung und Reproduktion als vom Menschen abgelöster kalter Datenstrom. Und wo einst Bilder nach stilistischen Vorgaben gemalt wurden, da walten jetzt technische Standards über die Speicherung realer Effekte in Form von Lichtwellen. Das Leitmedium Schrift, das als symbolisches Raster alle Datenströme vereinheitlicht und durch den „Engpaß des Signifikanten“ (Kittler 1986: 12) gezwängt hatte, wird von analogen photo- und phonographischen Medientechniken und mechanisierten Textproduktionsmöglichkeiten marginalisiert.

Dadurch wird dem Datenverarbeitungsgestell des Aufschreibesystems 1800 die Basis entzogen; folglich lösen sich die kulturellen Konstruktionen auf, die sich aus der Rückkopplung mit diesem Gestell ergaben. Geist und Seele, die übergeordneten Instanzen, die für die Koordination der Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozesse verantwortlich waren, zerfallen in kognitive Subroutinen, die zur gleichen Zeit von psychophysikalischen Forschern im Gehirn lokalisiert und unter Rückgriff auf die neuen analogen Medien technisch modelliert werden. Das sprachmächtig-autonome Subjekt verschwindet, übrig bleibt der Mensch als „Informationsmaschine“ (Kittler 1986: 281), eine programmierbare Verschaltung von Kehlkopf, Pupille und taktiler Innervation. Und mit dem Subjekt fallen auch die Geschlechterordnungen: Im Aufschreibesystem 1800 lehrten Frauen Männern das Sprechen und Schreiben, woraufhin die Männer Bücher schrieben, aus denen die Frauen lernten, wie sie Männer zum Schreiben und Sprechen anhalten oder verführen sollten. In diesem „sexuell geschlossenen Stromkreis“ (Kittler 1986: 275) waren Frauen Input und Output der großen Datenverarbeitungs-maschinerie Kultur. Um 1900 hingegen sind sie als Sekretärinnen,

die das Wort dichtender und verwaltender Männer transkribieren, direkt an der Diskursproduktion beteiligt.

Ein wichtiger Bestandteil dieser zweiten, medienzentrierten Phase ist die Auseinandersetzung mit digitalen Speichertechniken. Besonders bekannt sind die These, es gebe keine Software (Kittler 1993: 225–42), sowie die Angriffe auf Programme wie Windows, die arglosen Benutzern vorgaukeln, der Computer sei ein bloßes Instrument, das Menschen so dienstbeflissen zur Verfügung stehe, dass diese sich weiterhin einbilden dürfen, Subjekte bzw. Werkzeugmeister zu sein. Stattdessen sollten die Leute – kittlerdeutsch für: Menschen – Programmiersprachen lernen, um mindestens einen Teil der Zeichenmanipulation selbst durchführen zu können. Wer so eine Programmiersprache beherrsche und zudem noch Kenntnis der 26 Buchstaben und einiger elementarer mathematischer Notationssysteme besitze, der verfüge, so Kittler, über das, „was im Moment Kultur ist“ (Griffin/Hermann 1997: 294). Entscheidend ist die These, dass der Computer die von den analogen Medien ausdifferenzierten Ströme auf digitaler Ebene vereinigt, was epochale Konsequenzen nach sich zieht: „Mit Zahlen ist nichts unmöglich. Modulation, Transformation, Synchronisation, Verzögerung, Speicherung, Umtastung, Scrambling, Scanning, Mapping – ein totaler Medienverbund auf Digitalbasis wird den Begriff Medium selber kassieren. Statt Techniken an Leute anzuschließen, läuft das absolute Wissen als Endlosschleife.“ (Kittler 1986: 8) Erstens: Seit und mit dem Computer gibt es keine Medien mehr. Zweitens: Seit und mit dem Computer kommt das Datenverarbeitungsgestell Kultur potentiell ohne menschliche Schaltstellen aus.

Es erstaunt daher nicht, dass Kittler immer weniger Lust verspürt, sich Medienwissenschaftler oder gar Medienphilosoph zu nennen. Zunehmend erscheint dort, wo früher von Medien die Rede war, der Begriff Kulturtechnik, womit elementare Praktiken im Umgang mit Dingen und Symbolen gemeint sind, die von körperlichen Routinen bis hin zu technologischen Manipulationen des Verhältnisses von Schrift, Bild, Ton und Zahl reichen (vgl. Krämer/Bredenkamp 2003: 11–22). Dass – vor allem in den technik- und medientheoretisch inspirierten Kulturwissenschaften – der Begriff der Kulturtechnik den Medienbegriff aufheben kann, ist die konzeptuelle Konsequenz der Aufhebung des Medienbegriffs im und durch den Computer. Kittlers neues Projekt ist eine auf vier Bände hin angelegte Genealogie unserer Notationssysteme. Bislang ist nur der erste Halbband erschienen (Kittler 2006), der nachzuvollziehen versucht, wie in der griechischen Frühphase das phonetische Alphabet Sprache, Musik und Mathematik in sich vereinigte – was über zwei Jahrtausende später erst wieder dem Computer gelingen sollte.

Man darf dieses heuristische Phasenmodell nicht zu ernst nehmen. Kittler hat nicht einfach über Nacht die Literatur abgelegt, um dann ausschließlich Medienwissenschaft zu betreiben. Seine Theorieproduktion ist weniger ein stufenweiser Fortschritt als eine sich erweiternde Spirale, in der in jeder Drehung gleiche oder ähnliche Fragen auf immer umfassendere Weise abgehandelt werden. Dieser spiralenförmigen Erweiterung entspricht eine geographisch-zeitliche Entgrenzung: Die Diskurphase bezieht sich primär auf das Deutschland der Goethezeit, die Medienphase auf den modernen Westen und die kulturtechnische Phase auf die Geschichte des Abendlandes. Die Rezeption des letzteren Unternehmens ist bislang eher von unterkühlter Ratlosigkeit.

## Einwände und Erträge

Kittler ist maßgeblich an dem für die achtziger und neunziger Jahre charakteristischen Übergang der Sozial- und Kulturwissenschaften vom Materialismus zu den Materialitäten beteiligt. Wollte man seine Vorgehensweise wissenschaftsgeschichtlich einordnen, so könnte man sie als eigenwillige Variante einer strukturalistisch-kybernetischen Gesellschaftsanalyse bezeichnen. Etikettierungen dieser Art sind freilich ungeeignet, die vielen Vorwürfe zu entkräften, die gegen ihn erhoben werden. Die meisten betreffen seinen „berühmten Antihumanismus“ (Kittler 2002b: 30), seinen vermeintlichen Technodeterminismus sowie das, was sich auf englisch mit den drei *W* zusammenfassen lässt: *war, women, and writing style*.

Den Antihumanismusvorwurf würde Kittler kaum bestreiten. Ihm dient Technikanalyse dazu, eine von Heidegger und Foucault vorgezeichnete Linie zu verlängern. Wie ihnen geht es Kittler nicht um Aufklärung des (oder zum) Menschen, sondern um kritische Abklärung, um den Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Vollmundigkeit, die ihm einen zentralen Platz zuweist, der ihm – auch und gerade angesichts der Datenverarbeitungsgestelle, in denen und dank derer er überhaupt erst humanistische Selbstüberschätzungen zu entwickeln vermag – nicht zusteht. Hier gibt es Parallelen zur intensiven angloamerikanischen Debatte um *posthumanism* und die *posthumanities*, was mit ein wichtiger Grund für die Rezeption Kittlers in den USA ist. Den Technodeterminismusvorwurf hat Kittler sich mit seiner Vorliebe für dramatische Sentenzen wie „Medien bestimmen unsere Lage“ (Kittler 1986: 3) oder „Nur was schaltbar ist, ist überhaupt“ (Kittler 1993: 182) selbst eingehandelt. Doch abgesehen davon, dass es vielen Kritikern an Zeit oder Talent zu mangeln scheint, näher zu definieren, was sie unter Technodeterminismus verstehen (weswegen das Etikett wie eine moralische Verurteilung kommentarlos ausgestoßen wird) – das Problem liegt darin, dass die eigentlichen Analysen Kittlers oft sehr viel differenzierter sind als seine plakativen Statements. So trägt sich 1760 und 1820 in Deutschland (medien-)technisch wenig zu, doch in genau diese Zeit fällt Kittler zufolge der epochale Übergang zum Aufschreibesystem 1800. Es besteht also kein direktes Abhängigkeitsverhältnis zwischen der technischen Basis des Datenverarbeitungsgestells und kulturellen Selbstbeschreibungen. Das Aufschreibesystem 1900 ist zweifelsohne intermedial determiniert, es entsteht mit und dank medientechnischen Innovationen, doch das Aufschreibesystem 1800 ist eine intramediale Kontingenz, eine Rückkopplung von Kultur und Datengestell, die auch anders hätte ausfallen können. Mark Twain hat das hämische Lob kolportiert, die Musik Richard Wagner sei besser, als sie sich anhöre. Gleiches gilt für den Wagner-Verehrer Kittler: Dessen Analysen sind oft sehr viel besser, als sie sich lesen. Das zu ergründen erfordert allerdings, ganz wie der Besuch einer Wagneroper, viel Geduld und Sitzfleisch, vor allem aber setzt es voraus, dass man dem ständigen *einfach nur, nichts als und selbstredend* nicht auf den Leim geht.

Die Frauenfrage ist um einiges problematischer. Kittler verwendet viel Zeit darauf, den Eintritt der Frauen um 1900 in die Diskursproduktion als Teil eines epochalen Übergangs zu beschwören, doch wirft das die ironische Frage auf, ob die neue Errungenschaft, „männliche Diktate aufnehmen oder männliche Texte tippen zu dürfen, wirklich bahnbrechend war“ (Kloock/Spahr 1997: 17). Wenn Kittler nebenbei zugesteht, dass im Aufschreibesystem 1800 nichts Frauen daran gehindert habe, „das eine oder andere Mal zur Feder zu greifen“ (Kittler 2003: 154), dann unterschlägt das nicht nur den empirischen Tatbestand,

dass die Zahl weiblicher Schriftsteller in der Goethezeit sehr viel höher war als Kittlers schreibende Männerwirtschaft es vermuten lässt, es vermeidet auch die interessante Frage, wie dieser Analyse zufolge Frauen damals überhaupt schrieben bzw. schreiben konnten. Was für ein Verhältnis hatten Mädchen zur Sprache der Mütter? Wie konnten sie in einer spracherwerbsmäßig vorgeprägten Geschlechtertrennung Stellen besetzen, für die einzig Männern programmiert waren? Ganz zu schweigen davon, dass das Bild der Frau als erotisch besetzter Muse, das beim frühen Kittler als Folge einer streng historischen Geschlechtercodierung erscheint, in seinen jüngsten, griechischen Studien heteronormativ naturalisiert wird (vgl. Breger 2006). Das Gesprächsangebot an Feminismus und Genderwissenschaft, das Kittler in den achtziger Jahren vorgelegt hatte (und das nie richtig angenommen wurde), verstummt.

Kaum etwas hat Kittlers Leser so verstört wie sein ständiges Reden vom Krieg. Es ist zum Teil Provokation, eine martialische Trotzgebärde, um dem eingeschlifenen geisteswissenschaftlichen Verständigungsimperativ ans Schienbein zu treten. Aber der Kriegsfokus hat auch eine klare methodologische Bewandnis (vgl. Winthrop-Young 2005: 115-31). Kittler weiß, dass die neuzeitliche Mediengeschichte sich nicht so abgespielt hat wie Foucaults Geschichte diskursiver Ordnungen, die plötzlich und ohne Anlaß aus dem Nichts auftauchen. Je mehr die foucaultsche Zäsuremphase, mit deren Hilfe der junge Kittler sich von den herkömmlichen geistes- und kulturwissenschaftlichen Kontinuitätsannahmen abzusetzen versuchte, in den Hintergrund rückte, desto wichtiger wurde die Frage, wie und warum Medien sich entwickeln. Und hier bietet sich der Krieg an: Er ist für Kittler sowohl der Motor als auch eine klare Veranschaulichung technischer Entwicklungen und diskursiver Ordnungen. Die Erfindung neuer Medien wurzelt in Rüstungswettläufen, und die Art, in der ständig mobilisierte moderne Gesellschaften ihre Subjekte drillen, erscheint nirgendwo deutlicher als in militärischen Maßnahmen und Direktiven. Krieg ist moderne Kultur in Reinkultur. Das ist empirisch anfechtbar, aber methodologisch konsequent. Heikel wird es, wenn ein deutscher Theoretiker sich zu etwas peinlichen Lobpreisungen der deutschen Wehrmacht verleiten lässt (vgl. z.B. Armitage 2006: 27) und zu verstehen gibt, dass ihn der Zweite Weltkrieg „Auschwitztheoretisch“ (Kittler/Banz 1996: 9) nicht interessiert. Das ist ein weites und sehr stacheliges Feld.

Letztlich wird Kittler aller Rebellenrhetorik zum Trotz das übliche Klassikerschicksal erleiden: Integration. Was als radikale, kompromisslose Alternative antrat, wird vom akademischen Betrieb im Form simpler Umgewichtungen einverleibt. Der provozierende Schlachtruf ‚Medien bestimmen unsere Lage‘ schrumpft zum Vorabverständnis, dass man fortan in der Kulturanalyse Medien mit zu bedenken habe, nachdem man sie vorher überhaupt nicht bedacht hatte. Die Muttermund-Analyse der *Aufschreibesysteme* läßt sich als Synekdoche in eine Sozialgeschichte der Genese der bürgerlichen Intimsphäre einordnen. Die Diskursanalyse des Beamtenstaates gerinnt zur Umschreibung der bekannten sozialgeschichtlichen These, dass die deutsche Literatur im Gegensatz zum Wirtschaftsbürgertum aus dem Beamtenbürgertum hervorgeht (vgl. zuletzt Boyle 2009). Alte Einseitigkeiten werden durch neue Einseitigkeiten korrigiert, indem sie abgewogene oder gedankenlose Kompromisse eingehen. Wenn die faul sind, ist die Zeit reif für neue Übertreibungen.

### Literatur von Friedrich Kittler

- Kittler, F.: Grammophon Film Typewriter. Berlin 1986.  
Kittler, F.: Draculas Vermächtnis. Technische Schriften. Leipzig 1993.  
Kittler, F.: Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaften. München 2000.  
Kittler, F.: Der geschliffene Befehl zum Andersdenken. In: Borgards, R. (Hg.): Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse. Würzburg: 2002a, S. 293-295.  
Kittler, F.: Optische Medien. Berliner Vorlesung. Berlin 2002b.  
Kittler, F.: Aufschreibesysteme 1800/1900. München 2003.  
Kittler, F.: Unsterbliche. Nachrufe, Erinnerungen, Geistergespräche. München 2004.  
Kittler, F.: Musik und Mathematik I: Hellas I: Aphrodite. München 2006.

(Für ein ausführliches Verzeichnis der Schriften Kittlers siehe Berz, P./Bitsch, A./Siegert, B. (Hg.): FAKTisch, München 2003, S. 359-374)

### Weitere zitierte Literatur

- Armitage, J.: From Discourse Networks to Cultural Mathematics. An Interview with Friedrich A. Kittler. In: *Theory, Culture & Society* 23, 2006, S. 17-38.  
Boyle, N.: Kleine deutsche Literaturgeschichte. München 2009.  
Breger, C.: German Scholars and the Gift of Greece: Friedrich Kittler's Philhellenic Fantasies. In: *Theory, Culture & Society*, 23, 2006, S. 111-134.  
Griffin, S./Hermann, M.: Interview mit Friedrich A. Kittler. In: *Weimarer Beiträge* 43, 1997, S. 286-296.  
Kloock, D./Spahr, A.: Die Technizität des Textes: Friedrich A. Kittler. In: dies.: *Medientheorien: Eine Einführung*. München 1997, S. 165-203.  
Krämer, S./Bredenkamp, H.: Kultur, Technik, Kulturtechnik: Wider die Diskursivierung der Kultur. In: dies. (Hg.): *Bild, Schrift, Zahl*. München 2003, S. 11-22.  
Powell, L.: Musik und Mathematik. Friedrich Kittlers gegenkulturelles Griechenland. In: *Musik und Ästhetik* 48, 2008, S. 94-100.  
Vismann, C.: *Akten. Medientechnik und Recht*. Frankfurt/M. 2001.  
Wellbery, D.: Foreword. In: Kittler, F.: *Discourse Networks 1800/1900*. Stanford 1991, S. vii-xxxiii.  
Winthrop-Young, G.: *Friedrich Kittler zur Einführung*. Hamburg 2005.